

Abend-



Zeitung.

Neununddreißigster Jahrgang.

Neue Folge: Fünfter Jahrgang.

No. 11.

Donnerstag, den 8. März.

1855.

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen: das dazu gehörige Literaturblatt von in der Regel einem halben Bogen kommt alle fünf Wochen heraus. — Der Preis des ganzen Jahrganges von 52 Nummern ist 8 Thlr., Inzerate werden mit 1 Ngr. die gespaltene Petitzeile berechnet. Abonnement nehmen alle Postämter, Buch-, Kunst- und Musikhandlungen an. — Zusendungen für die Redaction bittet man unter der Adresse der Buchhandlung Heinrich Matthes in Leipzig per Post franco oder durch Buchhändler-Gelegenheit zu befördern. —

Ein Abenteuer im Gebirge.

Skizze

von

E. F.

(Schlus.)

Die Dame schwankte vor diesem Anblicke. Ein furchtbarer Schwindel ergriff sie bei dem Gedanken, hier gehen zu sollen. Ihr Begleiter hatte nur eben so viel Zeit, um sie mit Geistesgegenwart seitwärts in's Gestrüpp hinein zu ziehen, sonst wäre sie rettungslos ein Opfer ihrer überwältigenden Schwäche geworden.

„Lassen Sie mich hier liegen und holen Sie Hülfe,“ sprach sie gebrochenen Tones.

Er sah mitleidig zu ihr nieder. „Das geht nicht Fräulein! Hülfe kann ich Ihnen gar nicht schaffen — hierher kann weder Pferd, noch Wagen — selbst Esel nicht und Menschen nützen Ihnen nicht. Beruhigen Sie sich erst — weit ist es nicht mehr — in zwanzig Minuten haben wir das Dorf erreicht.“

Eine kleine Weile herrschte banges, tiefes

Schweigen zwischen Beiden. Die Dame verrieth guten Willen, sie hob versuchend den Kopf, blickte über die Gegend hin, senkte ihn aber jedes Mal schauernd wieder.

Ihr Gefährte schien nachzugrübeln. Seine Miene zeigte sich jedoch trostlos. Es blieb nichts weiter übrig, als daß er sich, neben der Dame gehend, Bahn durch die Dornenbüsche brach und ihr mit seinem Arme eine Stütze darbot. Ein wenig beneidenswerther Pfad, den er damit betrat, das sah er ein, aber seine Theilnahme für seinen Schützling war in der kurzen Zeit schon dergestalt gewachsen, daß er sich gern dieser Unannehmlichkeit unterwarf.

„Versuchen Sie aufzustehen, Fräulein, bat er. „Wollen Sie, so reiche ich Ihnen den Arm und breche mit Bahn durch's Gebüsch. Sie bleiben dann auf dem glatten Wege. Erlauben Sie, daß ich Sie empottichte!“

Die junge Frau seufzte tief und schmerzlich, aber sie faßte sich gewaltsam, ergriff krampfhaft den Arm ihres Führers und begann fortzuschreiten. Sie hielt ihre Augen gesenkt, doch der glitzernde Sonnenstrahl schaukelte sich dämonisch auf der tief unten

ruhenden Fluth und flammte und sprühete dem geblendeten Auge verwirrend entgegen. Wieder wälzte sich der furchtbare Schwindel über ihr zitterndes Herz. Ihr Begleiter wurde es gewahr. Er faßte sie fest bei der Hand, die auf seinem Arme ruhte. — „Sehen Sie mich an — sehen Sie mich an, Fräulein. — Um Gotteswillen — wir sind verloren, wenn Sie jetzt wanken — sehen Sie mit in's Gesicht, fest und mit Willenskraft — der Schwindel wird sogleich weichen!“ —

Sie sah ihn an, sie hob ihr Auge gehorsam zu seinem Gesichte auf; aber Todesblässe deckte ihre Wangen. Sie befand sich augenscheinlich im höchsten Stadium des Schwindels, in dem Stadium, wo der Mensch willenlos geworden ist und sich ohne Bewußtsein zu dem Orte hingezogen fühlt, der ihm Untergang droht. Ihr Auge vermochte sich nicht mehr an seinem Auge zu fixiren, krampfbewegt richtete es sich immer wieder der Gegend zu, wo die Gefahr lauerte.

Der Mann erbehte bei diesem Anblicke. „Fassen Sie Muth,“ flüsterte er selbst tief bewegt. „Die Nothwendigkeit muß meine Freiheit entschuldigen, Fräulein, vertrauen Sie mir — erlauben Sie —!“ Er umschlang bei diesen ängstlich hervorgestoßenen Worten mit dem rechten Arme ihren Leib, zog die zitternde Gestalt fest an sich und drückte mit der linken Hand ihre Stirn sanft gegen seine Schulter. So führte er sie fort und sie wäre mit ihm zugleich, ohne diese Vorsicht verloren gewesen. Zehn Minuten stiegen sie bergunter, der Pfad neigte sich nur leise von der Höhe hinab in's Thal und als sie dort angelangt waren, da erreichte ihre Noth erst den höchsten Grad. Dort unten verschränkten die Wellen des See's ihren Weg, dort unten mußte ein langer, fußbreiter Steg, der nur auf eingetammten Pfählen ruhte und nur von der linken Seite mit einem Geländer von dünnen Stricken versehen war, passiert werden. Wie war das möglich! Da hinüber konnte man nicht zu Zweien neben einander gehen! — Vorsichtig lehnte der Mann die immerfort zitternde, gänzlich erschöpfte junge Frau gegen einen Felsenvorsprung, das Gesicht gegen die Steinmasse gewendet und sah rathlos über die Wasserfläche hinweg, die hier plätschernd gegen die Felsen schlug.

„Wir müssen nun über den See hinweg, Fräu-

lein,“ sprach er zaghaft und verlegen. „Neben einander zu gehen ist unmöglich“ — die Worte fehlten ihm zu dem Vorschlage, den er zu machen gesonnen gewesen war, er schwieg und blickte erst vor sich nieder. Die Dame richtete sich schnell aus der halb liegenden Stellung auf und warf einen Blick nach der dunkeln, leise bewegten Fluth. Erschreckt barg sie die Augen wieder.

„Lassen Sie mich hier — ob ich hier oder an einem andern Orte sterbe wird gleich sein,“ sagte sie matt und muthlos — „ich kann mich nicht mehr aufrecht halten. Lassen Sie mich liegen — benachrichtigen Sie die Leute im Herrenhaus, wo ich bin — senden Sie mir einen Bissen Brod und einen Schluck Wasser — plagen Sie sich mit mir nicht weiter — Sie stürzen sich selbst in Gefahr.“ —

Der Mann neigte sich zu ihr nieder. Sein Herz war voll Erbarmen und diese dumpfe Resignation that ihm schmerzlich wehe.

„Wie könnte ich Sie hier, an dieser graufigen und so gefährlichen Stelle allein lassen, Fräulein! Das ist unmöglich. Fassen Sie Ihren Muth zusammen — so wie dieser Steg passiert ist, sind wir nahe an meiner Wohnung!“

„Ich kann nicht, Herr — ich kann nicht! Ich bin unfähig zu jedem Schritte auf diesen Steg — lieber hier gleich sterben, als den Todeskampf im Wasser, der mir gewiß ist!“ Sie senkte die Stirn gegen das moßige Gestein — ihre ganze Gestalt sank hinsänflich zusammen.

„So bleibt mir nichts anderes übrig, als Sie hinüber zu tragen,“ rief nun entschlossen alle Scrupel überwindend der Mann und ging ohne Verzug ans Werk. Geschickt ergriff er sie, legte sie, wie ein Kind über seine Schultern, schlug ihre Arme um seinen Nacken, damit er die linke Hand frei hatte und betrat fest und sicher seine gefährliche Bahn. Drei Minuten währte diese Wanderung — drei Minuten, in welchen er mit vollem und klarem Bewußtsein sein Leben wagte, dann hatte er das sichere Ufer erreicht, dann ließ er seine Last langsam in das weiche Gras gleiten.

Aber der rasche Wechsel seiner Gesichtsfarbe, so wie der schnelle Blick zum Himmel hinauf — ein stilles Dankgebet, das der dort oben ihm Stärke und Muth genug verliehen — verrieth, daß er die

Gefahr hinlänglich erkannt und richtig angeschlagen hatte. Erst, als er einigemal heftig aufgeathmet und sein Haar mit beiden Händen weit weg aus der Stirn gestrichen hatte, erst da begann er zu sprechen. „Fräulein, wir sind hinüber — nun muthig noch einige hundert Schritte und Sie können die Ruhe suchen, der sie so sehr bedürftig sind.“

Die Dame erhob verwundert den Kopf. Sie wußte nicht viel von sich und von dem, was vorgegangen war. Verstört blickte sie um sich und einzelne große Thränen erleichterten jetzt endlich ihr krampfhaft beklommenes Herz. Ein frisches Wehen vom Wasser her, belebte ihre Lebensgeister — sie versuchte sich aufzurichten und am Arme ihres Gefährten die Wiese zu durchschreiten, die sie noch von dem Dorfe trennte. Blumen blühten hier und Schmetterlinge wiegten sich in deren Kelchen — die Vögel zwitscherten laut in ihrer Lebenslust — es war ihr, als sei sie selbst in ein neues Leben getreten und dankerfüllt suchte ihr Auge das ihres Begleiters, der ernst und still neben ihr her schritt. In diesem Momente kam eine alte Frau rüstig von einem breiten, glatten Wege hinabgegangen — sie blieb, wie betroffen stehen und betrachtete sich die Heranschreitenden.

„Sind Sie wohl nicht die Dame“ — begann sie dann, „die man in Ober-W . . . ra sucht und ruft? Die Bergschluchten hallen wieder von dem Namen Elisa und die Bedienten sind alle auf den Beinen und schreien: „Frau von Haideberg!“

Die Dame neigte den Kopf, ein leichtes Lächeln flog schon wieder über ihre Züge als sie erwiderte: „Es gilt mir! Senden Sie hinüber und lassen Sie mir den Wagen holen. Hoffentlich geht ein besserer Weg hinüber, als den ich eingeschlagen hatte!“ —

„Ja wohl“ — entgegnete der Mann und die alte Dorfbewohnerin fragte erstaunt: „Sie sind doch nicht von dorther über den See gekommen?“

Als ihre Frage bejaht wurde, schien ihr der Verstand still zu stehen. „Aber nicht allein,“ wendete sie neugierig ein — „Sie haben die gnädige Frau begleitet, Herr Baron?“

Herr Baron — dachte Frau von Haideberg — sie hatte ihn seiner ganzen Erscheinung zu Folge für einen Förster der Gegend gehalten, und im Stillen

schon die Mittel und Wege in Erwägung gezogen, wie diesem braven Manne zu lohnen sei.

Eine leichte Verlegenheit malte sich in ihrem Wesen bei der Decloration seines Standes — er achtete deren nicht, sondern beorderte die alte Frau zu der Bestellung nach Ober-W . . . ra, indem er das Haus bezeichnete, wo der Wagen vorfahren sollte. Dann führte er seinen Schützling etwas eifertig und sichtlich mißmuthig schneller seinem Hause zu.

Es war ein ganz einfaches Bauernhaus, nach dortigem Gebrauche mit einem Veranda-ähnlichen Vorbau, unter welchem ein blühendes sehr nett gekleidetes Frauenzimmer saß und nähete, während ein Knabe von zehn Jahren am Tische schrieb. Neugierig traten sie Beide dem Baron entgegen, aber nur der Knabe gab seiner Neugier Worte. „Wen bringst Du da Vater?“ fragte er zutraulich zu ihm aufschauend. —

„Eine Dame, die müde von einem weiten Wege ist, Felix“ — antwortete der Baron ruhig. „Komm, öffne die Thür des blauen Zimmers und wirf die Laden zurück — Johanna Du hast die Güte und besorgst Wein und einige Schnitte weißes Brod!“

Frau von Haideberg war so weit von ihren Ohnmachts-Anwandlungen genesen, daß sie sehr gut eine stille Beobachtungsgabe entwickeln konnte. Es lag etwas Eigenthümliches in der Art, wie dieser Herr Baron hier austrat — mehr als Herr — und doch nannte der Knabe dies Frauenzimmer mit dem ruhigen und zufriedenen Gesicht auch Mutter, wie er ihn Vater genannt? —

Der Baron ordnete nun Ruhe und Stille an — Frau von Haideberg verbat sich diese Sorgsamkeiten lachend und erklärte: sie gehöre keineswegs zu den schwachherzigen Damen, die noch stundenlang die Angegriffenen spielten.

Es überslog sie freilich ganz unbewußt noch immer ein Schauer, wenn sie an den zurückgelegten Weg dachte, allein dies hielt sie nicht ab, ein kurzes Alleinsein mit der Frau, die Felix Mutter nannte, zu benutzen, um sie ganz harmlos zu fragen: ob sie die Gattin des Herrn sei?

Ein tiefes Roth deckte augenblicklich die Wangen der Frau. „Gott behüt!“ sagte sie leise — „der Baron ist mein Herr!“

„Aber ist der Knabe fein oder Ihr Kind?“ forschte die Dame weiter.

„Unser Weider“ — gestand sie treuherzig. Der Herr Baron kam elend hierher vor langen Jahren — er hatte wohl viel Schmerzen, vielleicht auch Liebeschmerzen erdulden müssen — wenn man im Herzen gekränkt gewesen ist, gnädige Frau, so thut Einen das Liebhaben wohl — ich war freilich nur ein unwissend armes Ding, aber der Herr sah auf mein Gemüth. Als sich die Leidenschaft seines Schmerzes gelegt hatte, da war er wieder besonnen und klug. Freundlich ist er immer gegen mich geblieben und er wird auch mein und sein Kind niemals verlassen.“

Ein ungläubiges Lächeln der Frau von Haideberg wurde von dem Mädchen sehr gut bemerkt und verstanden, denn sie setzte im Hinausgehen noch hinzu:

„Ich hätte mich schon im vorigen Jahre sehr gut verheirathen können, aber mein Herr war da gerade verreist — er bleibt bisweilen Jahrelang weg — und ich hatte ihm versprochen, nichts ohne seinen Rath zu thun. Jetzt bleibt er einige Monate hier, dann will er den Felix in eine Pension bringen, dann werde ich Hochzeit machen. Eher nicht, das habe ich Contraden, meinem Bräutigam fest erklärt.“

Frau von Haideberg blieb nun allein. Sie machte es sich so bequem, wie möglich und erwartete in Seelenruhe ihren Wagen. Ein leichter Schlummer neigte sich nach und nach auf sie nieder. — Die erschöpfte Natur findet in diesem halbawachen Zustande eine Erholung, die alle anderen Stärkungsmittel überflügelt.

Es war still um sie, wie in einer Kirche, ein seltsames Gefühl der Heimathlichkeit umfing sie, als sie träumerisch noch einmal um sich schauete, bevor sie die Augen schloß. Dann versflogen ihre Gedanken und fanden sich nicht eher wieder, bis draußen der Knabe Felix lärmend in die Veranda stürzte und jubelnd ausrief:

„Jetzt kommt der Wagen, Vater! — Zwei Damen sitzen darin! Soll ich unsere Dame wecken?“

Das war nicht mehr nöthig. Frau von Haideberg sprang bei dem ersten Worte des Knaben schon auf und suchte ihren Anzug etwas zu ordnen. Dann öffnete sie die Thür und trat dem Baron mit einer flüchtigen Röthe der Beschämung entgegen. Die Scenen, die sie mit ihm durchlebt, hatten in dem

Zustande des Bewußtseins und der Besonnenheit eine andere Färbung erhalten. Ihre Augen glänzten aber dessen ungeachtet im Lichte der reinsten und sprechendsten Dankbarkeit, als sie den Blick zu ihm erhob. Sie faßte seine Hand, indem sie zutraulich begann: — „Jetzt, Herr Baron, bitte ich Sie um Ihren Namen — ich habe Ihre Dienerin nicht darum befragt, weil ich erkannte, daß Sie Gründe hatten, sich hier zu verbergen. Sie sollen mit ihm selbst mitgeben“ —

„Warum das, gnädige Frau?“ warf er hastig und mit nicht ganz ruhigem Wesen ein. „Was soll Ihnen mein Name? Wollen Sie ihn der Welt, die ihn und mich längst vergessen hat, wieder zurückerufen? Nein gnädige Frau! Mich hat Ungerechtigkeit und Betrug heimathlos gemacht — hier finde ich Ruhe — ich fand sie wenigstens bis dahin, wenn ich müde der fremden Zonen und matt vom planlosen Umherschweifen geworden war. Forschen Sie nicht nach meinem Namen, der Ihrem Gemahle gewiß kein fremder sein würde“ —

„Mein Gatte ist todt“ — fiel Frau von Haideberg schnell ein — „und Ihr Geheimniß würde hier, in meinem dankbaren Herzen sicher sein. Bitte ich vergebens mein Herr?“

Der Baron stand, augenscheinlich sehr angenehm von der oben mitgetheilten Todesnachricht berührt, zaudernd vor ihr, aber er sah sie frischer und frohlicher an, als vorher.

„Der Wagen fährt gleich vor unser Haus!“ rief Felix, nach Kinderart ein großes Ereigniß aus der Kleinigkeit schaffend.

„Ich möchte nicht von den Damen gesehen sein“ — sprach nun eilig der Baron. „Sie entschuldigen, wenn ich Sie nicht hinaus begleite, gnädige Frau.“ Er faßte ihre beiden Hände fest in die seinigen.

„Sehen wir uns nie, nie wieder?“ fragte die junge Frau bewegten Tones.

Ein schwermüthiges Lächeln glitt über seine Miene. „Ich glaube, Ihr Bild wird mich wieder in die Tiefen des Weltlebens stürzen!“ —

„Dann stütze ich Sie“ — rief sie unbedacht, aber sie bereute ihr Wort nicht, als sich jetzt ihre Blicke fanden und in einem innigen Seelenverständnis fest in einander wurzelten. Er legte, ohne irgend

ein Wort hinzuzufügen seine Lippen auf ihre Hand.
— Sie schieden. —

Der Wagen hielt — die Damen lärmten eine Menge Vorwürfe und Fragen auf Frau von Haideberg hinab — diese beantwortete nichts, setzte sich, nach einem herzlichen Abschiede von Felix und seiner Mutter, die Beide unter der Veranda standen, bequem zurecht und warf nur noch einen einzigen Blick nach den Fenstern, hinter denen, sie wußte es, ihr Retter lauſchte. Im Fluge trugen die Pferde sie davon.

Der Baron stand nach ihrem Verschwinden eine lange, lange Zeit still am Fenster und schauete unverrückt zu dem Felsen hinauf, dessen silberner Schein durch die Bäume schimmerte. Sein Geist rang noch mit Entschlüssen und Vorjagen, während sein Herz schon — neu beseligt — Jubelhymnen anstimmte!

Zwei Monate später las man in einem öffentlichen Blatte:

„Eine der edelsten Familien unseres Landes ist durch die unvermuthete, glückliche Zurückkunft des Baron Felix von T f in große Freude versetzt. Seit zwölf Jahren abwesend und gänzlich verschollen, wurde dieser hochbegabte Mann von einem Theile seiner Freunde als todt beweint, während Andere ihn in fernem Weltstrichen glaubten. Letzteres ist jedenfalls eine richtige Vermuthung, doch spricht man davon, daß er von Zeit zu Zeit Europa wieder besucht und in einem romantischen, tief versteckten Winkel Deutschlands ein Asyl gefunden hat. Die zufällige Bekanntschaft mit einer Dame, der Witwe des Staatsrathes von Haideberg ist Ursache, daß er seinen Aufenthalt wieder in seinem Vaterlande nimmt und in die verlassene Staatscarrière zurücktritt. Er ist mit einem Pflegejohne bereits in hiesiger Residenz eingetroffen und wird in den nächsten Tagen seine Vermählung mit der Frau von Haideberg feiern. Der König hat ihn sehr gnädig aufgenommen und alle Diejenigen, die Schuld an seiner fluchtähnlichen Reise damals trugen, bemühen sich, ihn die Unbill vergessen zu machen, die ihm von ihnen zugesügt ist.“

Wladschizka.

Erzählung

von

Anna Löhn.

(Fortsetzung.)

Raum hatte sich Lina entfernt, so stürzte Holl bleich und stieren Auges herein.

„Es ist entsetzlich,“ schrie er, — „Alles heraus, entdeckt, ich muß fort — doch Flucht hilft zu Nichts — und was soll nun werden? — Ich Dich verlassen, unmöglich, aber was denn wählen?“ —

„Holl, Holl! mein Theurer,“ fiel Wladschizka ihm in die Rede — „was hast Du? Was ist entdeckt?“

„Mein Betrug!“

„Wen hast Du betrogen?“

„Laß mich nur zu Athem kommen! O Gott, Gott! um lumpiger fünfhundert Thaler willen, die ich, wenn ich Arbeit habe, in kurzer Zeit zusammenwerfe.“ —

„Du folterst mich — rede doch, vielleicht kann man helfen!“

„Helfen? Hahaha!“ lachte Holl. „Helfen? Aber höre! — Du erinnerst Dich, der Kaufmann Limbach hier, der vor ungefähr acht Tagen in Geschäften nach Paris reiste, überreug mir, seinem alten Bekannten von Breslau her, die Aufsicht über seine kleine Wechselbank, — weil —“

„Weil er einen neuen Buchhalter hat und wußte, daß Du hier viel müßige Zeit haben würdest,“ fiel Wladschizka schnell ein, da sie sah, wie schwer es Holl wurde, sich dem unangenehmen Punkte der Erzählung zu nähern.

„Nun Du weißt, ich ging jeden Morgen eine Stunde hin, wenn ich nicht zu fürchten brauchte, daß Dich Jemand besuchen würde.“

„Ach Gott, ja wohl, Deine Eifersucht — aber weiter, nicht so herzbrechend langsam —“

„Denkst Du noch des Abends,“ begann Holl jetzt hastiger, „wo wir im Hôtel mit dem Rittergutsbesitzer Brede zusammentrafen, der Dich so zauberisch fand?“

„Ja doch,“ schrie Wladschizka fast wüthend — „was ist es mit dem?“

„Du hast es vergessen, was mich Nächte lang nicht schlafen ließ? was mich einen Schritt thun ließ, der mich aus Zuchthaus bringen kann? Er schwur, er wolle fünfshundert Thaler um einen zärtlichen Kuß von Dir geben und Du riefst lachend aus: Sie sollen ihn haben, Herr Brede wenn Sie mir bis morgen die versprochenen fünfshundert Thaler schaffen, die ich sehr gut brauchen kann, da ich in den beiden letzten Städten wo wir waren, gerade so viel Schulden gemacht habe und von den Gläubigern fast zu Tode geplagt werde. Es gilt! rief er — aber — Wladischizka, weißt Du's?“

„Ich weiß, daß er das Geld nicht zusammenbrachte bis zum andern Tage und ich ihm daher den Kuß versagte — auch wegen Deiner Eifersucht. Ich weiß ferner, daß die Gläubiger seit der Zeit schweigen, daß Brede also doch bezahlt haben muß, wenn auch später, und so nobel gewesen ist keinen Kuß zu verlangen — ach! — jetzt hab' ich's! schrie sie, sich plötzlich vor die Stirn schlagend, — Du hast das Geld bezahlt und von dem Eigenthum Limbachs, das Du bewachen solltest.“ — Holl nickte und blieb mit zur Erde gesenkten Blicken stehn.

Wladischizka lief wie wahnsinnig im Zimmer umher und fluchte und rang die Hände.

„Und wie,“ rief sie wieder Holl an, der auf's Bett niedergesunken war, „wie hast Du es angefangen?“

„Ich habe Limbachs Hand nachgemacht und der Buchhalter hat es entdeckt; ich wollte es wieder bezahlen, ganz im Stillen, sobald ich Verdienst und Geld hätte — bei Gott, ich wollte es! Die Sache ist aber schon ruchbar geworden. Der Buchhalter der sich durch meine Aufsicht beleidigt fühlte, hat Anzeige machen wollen, diese Anzeige ist aber unterdrückt worden, ich weiß nicht wie und — nun — Wladischizka — kommt noch das Entsetzlichste!“

„Rede, rede,“ — rief diese zitternd vor Erregung. „Ein geheimnißvoller Brief sagt mir, die fünfshundert Thaler würden noch heute Abend bezahlt, der Buchhalter würde schweigen, der ganze Eklat unterdrückt werden und ich frei ausgehn, wenn — ich noch heute nach Breslau zu meiner Familie eilte und dort wieder gut zu machen suchte, was ich verbrochen.“

Wladischizka war auf einen Stuhl gesunken und hielt beide Hände vor's Gesicht. Man sah es ihr

an, denn sie zitterte am ganzen Körper, sie rang mit ihrer tollen Leidenschaft für Holl.

Dieser lag wie unbeweglich auf dem Bette und wagte nicht zu der Geliebten empor zu sehn.

Die Pause dauerte lange und wurde nur durch ein Klopfen an die Hausthüre unterbrochen, worüber beide wie aus tiefen Träumen emporschrakten und sich zuerst wieder umsahen.

„Du mußt fort!“ flüsterte Wladischizka und Thränen erstickten ihre Stimme — „kein Abschied — leb' — wohl“ — und sie sank laut schluchzend in Holl's Arme.

„So soll ich gehn?“ fragte er eben so und ihr ins Auge stierend, in dem er trotz der einbrechenden Dämmerung wilde Verzweiflung las — „so soll ich wirklich gehn?“

„Ja“ — rief sie — „hier Schande — Fluch — Entehrung — dort Liebe“ — sie konnte nicht weiter sprechen und überschüttete den Geliebten nur mit zahllosen Küßen.

Da wurde von Neuem an der Thüre geklopft. Noch einmal frug Holl:

„Ich soll gehn auf Nimmerwiedersehen?“

Noch einmal tönte es: „Ja!“ aus dem bleichen Munde Wladischizka's.

Er riß das Fenster auf, von welchem ihn ein Sprung auf die Straße führen konnte. Da schrie die Unglückliche: „Nein, nein!“ und hing sich so fest und innig an ihn, als wollte sie ihn nimmer loslassen, dann aber plötzlich, wie von Furien angebrochen, stieß sie ihn förmlich zum Fenster hinaus und lag einen Augenblick später selbst am Boden ihres elenden Zimmers.

Das war keine Comödie, das war Wahrheit.

Die Kunde von Holls Fälschung war durch den Buchhalter zuerst an den Referendar Hottenroth, durch diesen, der in Wirklichkeit Bucheneck's Freund war, schnell an den Lieutenant und von diesem, der in dem vorliegenden Umstande die Befreiung Wladischizka's von einem eifersüchtigen Nebenbuhler sah, auf den Landrath und Cäcilie gekommen. Bucheneck wußte Einiges von der Theilnahme, die Schaumers der Gattin Holls zuwendeten und glaubte sich der Familie angenehm zu machen, wenn er mit den grimmigsten Ausdrücken der Indignation, ihr das Erfabene, sofort mittheilte. Kaum von Lina Wendheim's Hause

einige Schritte entfernt, hatte er den Referendar getroffen, die Sache gehört und diesen auch sogleich wieder verlassen, um Schaumers aufzusuchen. Cäcilie hatte ihm in Worten und mit einem Händedrucke ihre Dankbarkeit zu erkennen gegeben und ob sie auch seine Nebenabsicht, Wladischizka nun ungestört besuchen zu können, errieth, doch gethan, als glaube sie an sein Gerechtigkeitsgefühl, seine übersprudelnde Menschenliebe.

Die edle Tochter hatte sogleich den weichen Vater bestimmt, wenn auch mit einigen Stoßauszern sich für die fünfshundert Thaler zu verbürgen, dem Referendar durch Bucheneck Schweigen zu gebieten und an Holl den bewußten Brief zu schreiben, dessen Autor dieser nur ahnte.

Cäcilie war überglücklich in dem Gefühle, ein unwürdiges Verhältniß gestört und ein legitimes mit Gottes Hülfe wieder hergestellt zu haben, denn daß Holl die Reise nach Breslau zu den Seinigen einer andern, schmachvollern vorziehen würde, daran zweifelte sie mit Recht keinen Augenblick.

Sie würde ihre Freude jedoch gemäßigt haben, wenn sie Wladischizka in diesem Augenblicke gesehen hätte.

Leidenschaft ist stets ergreifend. Wladischizka war ergreifend in ihrem Schmerze. Kein Mensch mit einem fühlenden Herzen hätte es vermocht sie zu verdammern, wenn er sie sah, wie Lina Wentheim sie sah.

Der an der Thüre Klopfende war der Theaterdiener. Die Vorstellung von Maria Stuart war annoncirt und die Zeit bald da, wo der Anfang des Trauerspiels fängt war.

Wladischizka kam nicht. Wer ahnte, daß die gestern ausgelassen Muntete sich heute jammernd an der Erde wand?

Die Hausleute öffneten dem Theaterdiener und kaum war er eingetreten, so kam auch Lina schon, von Angst getrieben, herbeigeflogen.

Leider konnte sie der armen Verlassenen nicht lange beistehn, denn da diese nicht im Stande war zu spielen, ließ der Theaterdirector Lina dringend bitten, die Stuart zu übernehmen und obgleich sehr ungern, mußte sie sich endlich dazu entschließen.

Sie wußte die Rolle allerdings auf's: „und“ wie man bei'm Theater zu sagen pflegt, allein ohne

Probe und eine Rolle, die sie nur erst einmal dargestellt hatte! es war viel verlangt und konnte auch nur bei einer solchen Bühne geleitet werden, wie bei dieser, nämlich bei einer, wo es nicht genau genommen wurde.

Von Holl ist jetzt weiter nichts zu sagen, als daß er nach Breslau reiste, dort Gustav Stengel, dessen flüchtige Bekanntschaft er in seiner Vaterstadt gemacht hatte, wiederfand und von ihm, der glücklicher Weise zum Reisegesährten des jungen Grafen Dyren angenommen worden war, sich dessen Vater vorstellen ließ.

Der alte Graf, der die Reise nach Italien aus archäologischem Interesse unternahm, war sehr erfreut einen Mann von so gründlichen Kenntnissen in diesem Zweige der Wissenschaften zu finden, wie Holl es war und bot ihm an, mitzureisen.

Nichts konnte für Holl im gegenwärtigen Augenblicke erwünschter sein, als gänzliche Trennung von Deutschland.

Er machte bei seiner Frau einen, wenn auch kurzen Besuch, bat sie mehr mit der Zunge, als mit dem Herzen um Verzeihung und erhielt sie.

Gustav hatte ihn dahin begleitet und war gerührt von der Geduld, Treue und Sanftmuth dieser Gattin, was er später in einem Briefe an seinen Vater aussprach.

Als Holls kleiner Knabe, der während seiner Abwesenheit die ersten Worte gelernt hatte, noch schwankenden Schrittes gekommen war und ihn mit dem süßen Namen: Vater gerufen hatte, war auch Holl weich geworden. Beide Tugendhelden, Gustav und Holl hatten sich darauf das Versprechen gegeben, gegenseitig über einander zu wachen. Wir werden später sehn, wie sie das ausgeführt haben.

Der nächste Morgen fand sie auf dem Wege nach Wien, denn Holls Gattin hatte aus guten Gründen gern in das Vorhaben ihres Gemahls zu reisen, gewilligt. —

An jenem Abende, wo der Landrath Schaumer dem Buchhalter Limbachs die versprochenen fünfshundert Thaler hatte auszahlen müssen, sagte er in etwas verändertem Tone zu seiner Caroline:

„Es ist doch köstlich eine so edle Tochter zu

haben, wie unsere Cäcilie ist! Das Geld will sie sich an Buß und Kleidern absparen. Das gute Kind! Den Lieutenant will sie aber nicht, das ist klar.“

„Sonnenklar!“ entgegnete Caroline gähnend.

„Und er sie nicht?“ fuhr der Landrath fort.

„Ja, ja — Du sollst sehn, der Grün, der Student Grün!“ —

Der Landrath schloß mit den Worten ein:

„Der Grün wird aber in seinem Leben auf keinen grünen Zweig kommen.“

Und ach! wie sollte der gute, rübeliebende Mann erwachen!

Beide Gatten fanden am andern Morgen ihre Betten mit Blumen, wie sie der Herbst deut, über und über bedeckt und jedes von ihnen dicht vor sich auf dem Bette ein Briefchen von Cäciliens Hand.

Cäcilie schrieb in rührenden Worten und unter tausend Bitten um Vergebung, daß sie einem Briefe zufolge, den sie erhalten, fortgereist sei, um Grün aufzusuchen, der todkrank darniederliege und keinen Wunsch mehr habe, als sie noch einmal zu sehn. Sie würde den Eltern den Brief gezeigt und ihre Erlaubniß ersucht haben, allein sie sei in Furcht gewesen, diese nicht zu erhalten und dringende Eile sei vorhanden.

Wie vom Donner gerührt saßen die beiden sich an. Sie saßen in ihren weißen Nachtkleidern, die nur allzugut die gerundeten Formen verriethen, aufrecht in ihren blumenbedeckten Betten und saßen sich an, lasen wieder, und collationirten und saßen sich von Neuem an. Als sie fast trunken vor Schreck und Staunen endlich aufgestanden waren, ließ sich auch schon Lina Wendheim melden.

Sie kam mit rothgeweinten Augen. Cäcilie hatte ihr den Brief gezeigt, den ein gewisser Schauspieler Raumann an sie geschrieben und das arme bestürzte Mädchen dringend gebeten, ihr bei der Flucht behülflich zu sein.

Nur widerstrebend hatte Lina es gethan.

Nun kam sie verzweifelt zu Schaumers und bat süßfällig um Verzeihung.

„Cäcilie sagte mir,“ rief sie weinend: „Wenn Sie mir nicht helfen, Wendheim, helf' ich mir allein.“

„Liebt sie ihn denn so entseßlich?“ frug die Landrathin noch immer wie betäubt.

„Und kann der Brief nicht erlogen, nicht falsch sein, um unser Kind in eine Falle zu locken?“ schrie

der Landrath, der schon mehr zu sich gekommen war, als seine Frau.

„Hier ist der Brief des Schauspielers;“ sagte Lina und brachte ein Papier zum Vorschein.

Der Landrath überflog ihn.

„Kein Ort angegeben!“ rief er. „Wo ist sie denn hin?“

„Das hat sie nicht gesagt; ich habe sie nur zum Nachtzuge der Eisenbahn begleiten müssen und nicht hören dürfen, wohin sie das Billet löste. Im Briefe muß eine Adresse besonders gelegen haben, die sie mir nicht gelassen hat,“ stammelte Lina.

Weinend sank die Landrathin in's Sopha, während ihr betrübter Gatte folgendes las:

Mein hochverehrtes Fräulein!

„Ich fand einen Verzweifelten am Wege und habe ihn vom Hungertode gerettet. Das ist nichts als Schuldigkeit. Ich fand aber auch einen köstlichen Geist und ein edles Herz dem Untergange nahe. Ich wollte beides retten; das ist Göttergenuß! allein ich kann es nicht. Ich und Grün sind in wenig Tagen Freunde geworden, innige Freunde, wie nur Leidensgefährten Freunde werden können — aber retten, trösten, als Engel am Sterbelager des Unglücklichen erscheinen, das ist Ihnen allein vorbehalten. Eilen Sie, es dürfte bald zu spät sein.“ —

Raumann, Schauspieler.

„Entseßlich, entseßlich!“ jammerten beide Eltern, und Lina, doppelt erregt von Wladschiska's und Cäciliens Schicksalen, ließ ihren Thränen freien Lauf.

„Holt mir den Theateralmanach des Breslauer Theaters!“ schrieb der Landrath, der in eine für ihn merkwürdige Erregung gerathen war.

„In Breslau ist sie nicht, so viel weiß ich,“ entgegnete Lina. „Jener Schauspieler ist bei einer kleinen reisenden Gesellschaft, wie die unsrige, das hab' ich aus Cäciliens Reden schließen können. Aber wie viel Gesellschaften reisen in Schlesien!“

„Schickt in's Theater“ — begann der bewegte Vater von Neuem. „Zwanzig Thaler Belohnung dem, der uns sagt, wo der Schauspieler Raumann sich gegenwärtig aufhält.“ —

„Ach,“ fiel Lina wieder ein, „ich war schon dort, es war heute Morgen große Probe und sie waren Alle zugegen. Ich habe gefragt, als ob es mich und

Wladischizka interessire, ob irgendwer den Namen kenne. Alle versicherten: Nein!"

„So ist es ein erfundener Name!“ wüthete Schaumer, — „Alles, die ganze Geschichte erfunden, um mein Kind zu verführen.“

Der Doctor Stengel hatte schon lange unbeachtet an der Thüre gestanden und Alles mit angehört. Jetzt hielt er sich nicht länger: „Landrath,“ rief er, „auch Du?“

„Auch ich!“ entgegnete dieser. „Wir waren beide stolz auf unsre Kinder. Dein Sohn macht schlechte Streiche aus Faulheit und Leichtsinne, meine Tochter dumme Streiche aus überspannten Edelmuthe!“

Die Landrathin saß im Sopha und wimmerte nur leise. Lina suchte sie zu beruhigen.

„Da wollt' ich Euch nun die freudige Nachricht bringen, daß Gustav die Stelle als Gesellschafter erhalten hat.“ —

„Zum Teufel mit Deinen freudigen Nachrichten,“ schrie der Landrath. „Schweig' wenn Du nichts Besseres zu sagen hast.“

„Armer Vater!“ sagte der Doctor herzlich — „jetzt ist's an Dir! Aber gebiete über mich, ich helfe wo ich kann.“

„Die Sache muß geheim betrieben werden, denn es handelt sich um den guten Ruf eines herrlichen Mädchens, einer ganzen ehrenwerthen Familie“ — jammerte der Landrath jetzt wieder in fast weinerlichem Tone.

„Der Grün bringt auch nur Unheil über unser Haus!“ murmelte der Doctor.

Sein alter Freund hatte zum Glück diese Rede nicht gehört, denn sonst wäre sein ganzer Zorn auf jenen Unglücklichen losgebrochen.

Er begann von Neuem: „Wir erkundigen uns sofort, wo sich gegenwärtig reisende Gesellschaften in Schlessen aufhalten und reisen in diese Städte.“

„Fräulein Wendheim, das können Sie am besten,“ sagte der Doctor. „Gehn Sie zu Ihrem Director, er wird den Aufenthalt seiner Concurrenten wissen.“

„Sicher,“ erwiderte Lina und eilte fort.

Der Landrath ließ einpacken, der Doctor auch. Darüber war es Mittag geworden, doch Lina kam noch nicht zurück.

„Zum Henker! wo bleibt das Frauenzimmer?“

donnerte der Landrath, der in eine Wuth gekommen war, wie man sie an ihm nicht kannte. Auf die Dienerschaft im Hause konnte man sich zum Glück verlassen; es waren lauter bewährte Leute, die schon lange in den beiden Familien dienten und deren Angelegenheiten wie die eigenen betrachteten.

Da ließ sich der Lieutenant melden.

„Berst ihn die Treppe hinunter!“ schrie der Landrath, „der kommt auch nur, um sich an unserm Unglück zu weiden, wenn er's erfährt.“

Bucheneck bestand gar nicht darauf vorgelassen zu werden. Er gab seine Karte ab und schrieb hastig darauf, p. p. c. Er wollte in sein Garnisonstädtchen zurückeilen, sich dort womöglich längern Urlaub auswirken und unter dem Vorwande, in Cäcilien's Nähe zu weilen, Wladischizka's Gesellschaft zu genießen suchen.

Nach Lina wurde geschickt. Sie bekannte ganz unumwunden, daß sie, da der Director der Probe halber ihr nicht gleich Antwort habe geben können, zu Wladischizka geeilt sei, theils weil dieselbe sehr krank darniederliege und von aller Welt verlassen sei, sich auch in ihren ärmlichen Verhältnissen kaum eine Wartefrau halten könne und theils, weil diese vielleicht die gewünschte Auskunft zu geben im Stande gewesen sein würde.

Die arme verlassene Schauspielerin war jedoch in einem Zustande gewesen, wo man sich auf das, was sie sprach, nicht verlassen konnte. Sie lag im Fieber.

„Man soll sie in's Krankenhaus schaffen,“ rief der Landrath mehr wüthend, als theilnehmend.

Lina schüttelte traurig den Kopf und sprach: „Das gebe ich nicht zu. Ich habe ihren Wirthsleuten meine ganze kleine Baarschaft hinausgetragen, es sind ehrliche Leute, sie werden gewiß gut an ihr handeln und bald bin ich selbst wieder dort und pflege sie.“

„Sie sind so edel, wie unsre Cäcilie,“ sagte die Landrathin weinend.

„Verfluchter Edelmuth!“ höhnte ihr Gatte, indem er sich die Reiseumäze auf den Kopf drückte. „Das Frauenzimmer kostet mich fünfhundert Thaler!“

Der Doctor war schon fort und hatte es übernommen die weitest entfernte Station zu visitiren, der Landrath wollte nach Liegnitz.

Mit all' seinen Vorbereitungen und der fast sinnlosen Wuth in der er seine Entschlüsse, kaum gefaßt, wieder änderte, war es beinahe fünf Uhr des Nachmittags geworden. Er drückte gerade den letzten Abschiedskuß auf die bleichen Wangen seiner Gattin, als — der Schauspieler Raumann gemeldet wurde.

Der Landrathin fuhr der Schrecken in alle Glieder, als sie den Dämon erblicken sollte, dessen sonderbarer Brief ihr Kind zum ersten Ungehorsam seines Lebens verleitet hatte. Schaumer ging dem Eintretenden sogleich mit den Worten entgegen:

„Herr, wo ist mein Kind?“

„Am Krankenlager ihres Geliebten,“ antwortete Raumann gelassen.

„Schickt sich das?“ schrie der Landrath, aufgebracht durch die Ruhe seines Gegners. „Ohne Erlaubniß ihrer Eltern durste sie das nicht und wer sie dazu verleitet hat, einen so unpassenden Schritt zu thun, der ihre Ehre verlegt, der verdiente“ —

„Halt, mein Herr,“ antwortete Raumann und eine dunkle Röthe überslog sein Gesicht — „Ihrer Tochter Ehre ist unverletzt, ihr Ruf desgleichen, wenn Sie sofort ihre Verlobung mit Grün bekannt machen. Die Hochzeit wird der arme Mensch wohl kaum erleben. Danken Sie Gott, mein Herr,“ fuhr er nachdrücklich fort, „eine Tochter zu haben, die, erzogen in den Vorurtheilen der Convenienz, denen alle Menschenliebe fremd ist, sich frei über dieselben erhebt und handelt, wie alle Menschen handeln sollten, die Anspruch auf den Namen Mensch machen. — Uebrigens, Sie können es aus meinem Briefe ersehen, habe ich Ihre Tochter nicht veranlaßt, Ihnen irgend etwas zu verheimlichen. Ich war von Ihren edlen Gesinnungen viel zu fest überzeugt, als daß ich einen Augenblick daran zweifeln konnte, Sie würden ihr die Reise zu dem Unglücklichen erlauben. Jetzt zu meinem Auftrage. Ihre Tochter sendet mich zu Ihnen, um Sie nochmals um Verzeihung zu bitten und Sie zu ersuchen, dem kranken Grün in Ihrem Hause Aufnahme und Pflege angedeihen zu lassen.“

Beide Ehegatten setzten sich bei diesen Worten wie unwillkürlich nieder und sahen sich betroffen an.

„Sie stürzt noch das ganze Haus um, die Cäcilie!“ rief der Vater.

„Wir müssen folgen;“ flüsterte die Mutter resignirt. „Thu' es, Kurt,“ fügte sie erschöpft hinzu — „thu' es, sie leidet's nicht anders, thu' es um des Hauses Ruhe willen, um meiner Ruhe willen, — ach! die Stiche in der linken Seite — um meiner Schmerzen willen — ach Gott es wird keine Ruhe und Ordnung mehr im Hause!“ —

Der Landrath erhob sich wieder.

„Mein Herr,“ sprach er zu Raumann, der noch immer stand, „Sie sind ein verzweifelter Quartiermacher — nehmen Sie Platz — Sie stehen noch.“

Raumann dankte.

„Herr Gott,“ schrie plötzlich die Mutter wieder, „wir wissen ja noch nicht, wo sie ist, die Tochter? Reden Sie doch, Herr Raumann!“

„In Schweidnitz,“ entgegnete der Befragte ruhig.

„Der Doctor reist über Schweidnitz,“ rief der Landrath ganz fröhlich, „der Doctor bringt sie sicher, sicherlich! Sei fröhlich, Mutter, ich rechne auf den Doctor!“ — Und der Landrath hüpfte fast im Zimmer umher.

Raumann sah die ganze Scene mit einer Mischung von Hohn und Bitterkeit an. Es schmerzte ihn tief, daß beide Eltern in ihrer Freude über die wiedergesundene Tochter, auch keine einzige Frage über Grüns Zustand, den er genugsam angedeutet hatte, an ihn richteten.

„Er ist ein Verlassener!“ murmelte er für sich. „Man kennt das!“

„Nun,“ sagte Schaumer endlich wieder gefaßt, „ich bin nicht von Stein, Grün soll Unterkommen finden, der Doctor soll ihn nehmen und ich bezahle, mehr kann er doch nicht verlangen? Bei uns schickt es sich nicht, durchaus nicht. Er hat freilich dem Doctor einen Streich gespielt — doch davon still.“

„Ich weiß Alles,“ fiel Raumann ein. „Das eben hat Grün so krank gemacht; das ist seine fixe Idee im Fieber. Er sieht den alten, verzweifelnden Doctor, schießt sich mit Gustav, seinem Sohne, schreit dann wie wahnsinnig nach Cäcilie, nach Ihrer Fräulein Tochter und ist nicht eher ruhiger geworden, als bis, wie der Arzt sehr richtig sagte, deren Gegenwart sich wie heilender Balsam auf sein glühendes Gehirn legte.“

„Und Cäcilie ist allein mit dem kranken Manne?“ fragte der Landrath sehr besorgt.

„Das arme Mädchen, ihr Ruf ist dahin! jammerte die Mutter. Wenn das Jemand in der Stadt erfährt!“ —

Raumann machte eine Bewegung der Ungebuld und seine Miene drückte den Gedanken aus:

O Convenienz und Menschenliebe! „Sein Sie unbesorgt,“ sagte er, sein Inneres bezähmend — „Eine alte Dame in Schweidnitz, bei der ich wohne hat Grün's Pflege übernommen. Sie ist in meiner Wohnung und mein Freund auch. Ihre Fräulein Tochter wohnt im Gasthose.“ —

„Gott sei Dank,“ flüsterte die Landrätbin, „ich dachte schon — es wäre doch höchst unpassend“ —

„Wir anderen Menschen haben auch Anstandsgefühl,“ fiel Raumann ein, indem er sich vor der Landrätbin verbeugte.

Ehe diese noch eine Entschuldigung stammeln konnte, begann jedoch der Landrath, bei dem sich der inquisitorische Geist regte:

„Wie lernten Sie denn den Studenten Grün so schnell kennen?“

„Wie?“ sagte Raumann lakonisch — „unglücklich. Wo? im Straßengraben an der Landstraße. Ich ging des Weges entlang, es war gegen Abend, da sah ich einen Menschen bleich und abgemattet am Rande der Chaussee liegen, der bisweilen sonderbar zuckte als schüttle ihn Fieberfroßt. Grün war es, er hatte sich, um nicht eingeholt zu werden, mit dem Laufen zu sehr übernommen, nichts gegessen, da er keinen Heller Geld besaß und war endlich ermattet in das feuchte Gras hingsunken, wo er sich auf die fürchterliche Erhizung wenigstens eine bedeutende Erkältung zuziehen mußte. Ich hob ihn auf; ein großes, seelenvolles Auge blickte mich an. Laßt mich hier sterben, murmelte der Arme. Ich antwortete: Mit einem Körper, wie der Ihrige, Freund, geht das nicht so schnell. Sie sind jung und kräftig, nehmen Sie etwas Brod, das ich bei mir habe, einen Trunk hole ich aus der nahen Quelle und — dort kommt auch ein Wagen gefahren, der Sie sicher für einige Groschen mit nach Schweidnitz nimmt. Ich habe keinen Kreuzer, hauchte er. Aber ich habe deren, antwortete ich, indem ich ihn auf den herbeigekommenen Strohwagen lud und

mit selbst ein Plätzchen darauf ausmachte, um meinen Kranken zu bewachen. So kamen wir nach Schweidnitz und begingen vielleicht darin einen Fehler, daß wir gleich denselben Abend so lange und so viel mit einander sprachen, daß wir am Morgen zwar innige Freunde waren, mein Grün aber in ein hitziges Fieber versiel. Leider war nicht gleich ein Arzt zu bekommen und des Kranken Zustand, verbunden mit seinem furchtbar erregten Gemüthe, verschlimmerte sich so, daß ich jeden Augenblick einen Gehirnschlag fürchtete. — Mein Herr,“ sagte Raumann plötzlich so weich, als es sonst nicht seine Art war zu sprechen — „wenn ein Freund vor Ihnen liegt, mit dem Tode ringend, Sie im Wahnsinn des Fiebers ansehend, ihm ein Bild zu zeigen, dessen Anblick ihn beruhigen, vielleicht retten kann, wenn sein Auge brechen will und noch brechend diesen einzigen Wunsch ausdrückt, wenn ein edler, reicher, herrlicher Geist mit ihm der Erde entflieht — werden Sie nicht Alles thun, Alles versuchen, das sehnlich Gewünschte herbeizuschaffen, selbst wenn Sie im Stillen schon fürchten müssen, es sei vergeblich?“

Raumann schwieg und während der Landrath bejahend das Haupt neigte und vielleicht mehr als die Hälfte der Erzählung doch noch für Schauspielerei hielt, die Landrätbin aber helle Thränen weinte, erhob sich der Erzähler rasch, bat in wenig flüchtigen Worten um Entschuldigung, belästigt zu haben und entfernte sich, ehe seine beiden Zuhörer noch Zeit finden konnten, ihn zum Bleiben einzuladen.

Er ging zum Director der reisenden Gesellschaft, die gerade spielte und bewarb sich um Engagement, da er sein früheres in Schweidnitz aufgegeben hatte.

Raumann war ein schöner Mann von ungefähr neunundzwanzig bis dreißig Jahren; seine Gestalt hatte etwas Herkulisches, doch ohne plump zu sein. Im Gegentheil war er von einer überraschenden Gewandheit und liebenswürdigen Feinheit des Benehmens, die nur selten der überall durchblickenden Energie und Strenge seines Characters, ganz das Feld räumen mußte. Ein Zug von Hohn und Schwermuth war in seinem edlen doch markirten Gesicht zu finden, der sonderbar gegen die Gluth und Lebhaftigkeit seines dunkeln Auges abstach. Seine Hand war fein, sein Fuß merkwürdig klein, doch sein Schritt so bestimmt, daß man glauben konnte, den

eines Herrschers zu hören. Sein schwarzes Haar trug er ziemlich kurz und sein gelockter Schnurrbart schien gut gepflegt. Unter diesem zeigten sich, wenn er lachte, was jedoch äußerst selten geschah, zwei Reihen der schönsten Zähne.

Er war mit einem Worte eine auffallend schöne Persönlichkeit und man begriff kaum, wie solch' ein Mann, das Ideal schöner Männlichkeit, mit einem kräftigen, modulationsfähigen und angenehmen Organ, seiner Bildung und distinguirten Benehmen, dazu kam, Engagement bei kleinen, reisenden Gesellschaften zu suchen.

Schaumers selbst, wie sie sich Zeit nahmen Alles noch einmal recht zu überdenken, begriffen dies nicht und mehr als ein Mal sagte der Landrath:

„Welche Tournee, welche Haltung, welch' eine vortreffliche Manier zu erzählen, welche Bildung!

„Wenn sich nur nicht Cäcilie schließlich noch für den verkappten Grafen (denn dafür halt' ich ihn) interessiert.“

Schaumers legten sich am Abende ruhiger zu Bett und Raumann unterzeichnete den neuen Contract beim Theaterdirector.

Am andern Morgen hielt der Doctor mit Cäcilien und Grün seinen Einzug.

Man hatte unterwegs den Lieutenant von Buschendorf getroffen, der die Augen weit aufriß über diese für ihn unerwartete Zusammenstellung der Personen. Der Doctor hatte nicht versäumt, die Neuigkeit: Cäcilie und Grün seien Verlobte, sogleich an die große Glocke zu hängen, d. h. sie dem Lieutenant mitzutheilen.

„Bravo!“ rief er. „Das ist etwas für meine fünf Schwestern, wenn auch ein saurer Apfel für meinen Vater!“

Grengel hatte durch sein energisches Verfahren den noch schwankenden Schaumer sofort auf den rechten und einzigen Weg verholzen. Er nahm Grün zu sich, alles Frühere vergessend und Schaumers sowohl, als die ganze Stadt gewöhnten sich bald daran, die beiden jungen Leute als Verlobte zu betrachten.

Das Wundern dauerte einige Tage lang, dann

hatte man sich müde gesprochen, die Sache von allen Seiten beleuchtet und fand es endlich selbst natürlich daß Cäcilie, die Grün schon lange durch seine Besuche bei Grengels kannte, sich in den hübschen geistreichen jungen Mann verliebte.

Der Bräutigam genas in der Nähe der Braut und durch des Doctors treue Sorge sehr schnell, Cäcilie hatte schon beim Eintritte in's Haus die Vergebung der zärtlichen Eltern erhalten und nichts hätte dem Glücke der beiden jungen Leute im Wege gestanden, wenn Grün etwas mehr als Student gewesen wäre.

Der Gedanke, so viel Glück unverdient zu genießen, wenn er sich selbst ausdrückte, belastete ihn sehr schwer und die Aussicht sich bald in dieselben elenden Verhältnisse auf der Universität zurückversetzt zu sehen, wo er nur auf sehr langsamem Wege zu einem ersehnten Ziele gelangen konnte, erfüllte ihn mit tiefem Schmerz.

(Fortsetzung folgt.)

André Chenier. *)

(1794.)

Die Sonne durchstrahlte des Kerfers Raum,
Der Dichter erwachte aus legtem Traum, —
Er hörte vom weiten Paris das Brausen,
Und die Schritte der Wachen tönten außen.

Er lachtelte still. Von der hohen Stirn
Da schenkt er des Unmuths, des Schmerzes Wirt'n:
Die bligenden Augen sahn in die Runde,
Sie grüßten Gefährten der letzten Stunde.

Den Weinenden drückte er stumm die Hand,
Den Lächelnden lächelnd zugewandt,
Rief er, erdnend den Kranz der Locken:
So laßt uns denn läuten die Todesglocken!

In der Stille der Nacht, von Seufzern umweht,
Da hab' ich gehalten mein legtes Gebet!
Ob dem Blute der Reben, mit lichtem Scheinen,
Will ich die letzte Idrane weinen!

Geschlossen ist, was ich geschafft,
Nun windet der Geist sich aus der Haft!
Und alles, was träumten meine Lieder,
O glaubt mir Genossen, wir schauen es wieder.

*) Aus den im Verlage von Heinrich Matthes erschienenen „Poetischen Erzählungen“ von Adolph Stern. Das mitgetheilte Gedicht ist dem Anhang „Romanzen“ entnommen.

Sie nahmen mir des Abschieds Glück,
 Meine Liebe laß' ich ohn' ihn zurück!
 Ich darf, was wogt auf des Herzens Grunde,
 Verhauchen nicht an ihrem Munde.

Bringt denn das bligend geschliffne Glas,
 Und füll's mit heiligem rothen Raß,
 So scheucht ich im Leben den Gram, die Sorgen,
 Laßt sie mich grüßen den letzten Morgen.

Kein Priester biete Trost mir dar,
 Ich trage in mir den Hochaltar,
 Verlobnung und Vergebung spricht er,
 Der Priester in meiner Seele, der Dichter.

Und wendet von draußen euren Blick:
 Was kummert die Todten des Lebens Geschick?
 Denn sollte das Heil noch morgen kommen,
 Die jetzt wir sterben, uns wird es nicht frommen.

Stoßt an Gefährten! Der letzte Trunk!
 Sie halten uns keinen Leidenprunk,
 Keine Glocke klingt auf dem Wege uns heute,
 So töne dafür dies Glaserläute!

Im Kerker sich das Sonnenlicht
 An den Gläsern voll funkelnden Weines bricht;
 Dem Dichter die Wangen sich rurvorn färben,
 An der Mauer schlägt er den Pecher in Scherben.

Fenilleton.

Zeitschwingen.

George Sand's Selbstbiographie. Im Verlag von Otto Wigand in Leipzig erscheint in eleganter Ausstattung eine deutsche Ausgabe der „Geschichte meines Lebens von George Sand.“ — Die Uebersetzung dieses Buches, das wir nicht dringend genug empfehlen können, ist das Werk einer talentvollen jungen deutschen Schriftstellerin Cläre von Glümer, die schon früher das Drama „Claudia“ der großen französischen Dichterin übersetzte. George Sand zieht in den vier Bänden ihres Buches, welche uns bis jetzt vorliegen, die Geschichte ihrer Eltern und ihrer frühesten Kindheit. Der Ton des Ganzen ist von der reinsten Liebendwürdigkeit durchweht, aus jeder Zeile spricht das große edle Herz, welches George Sand immer und überall bewahrte und das selbst manche ihrer Extraranzanzen in günstigem Lichte erscheinen ließ. Wir haben uns allerdings stets und von jeher zu den Verehrern von Georges Sand gezählt, wir haben die Schöpfungen ihrer Phantasie und ihres Geistes bewundert, wir sind von Verehrung für ihre Persönlichkeit durchdrungen gewesen, auch ohne ihre, aus französischer Anschauung entsprungenen Meinungen über die Ehe und ihre politischen Ansichten zu theilen. — Aber abgesehen hiervon glauben wir, daß diese „Geschichte meines Lebens“ auch die Gegner der genialen Frau (wenn wir etwa die in ihrer Schässigkeit und intoleranten Nartheit unverzüglich Pietisten ausnehmen) entwaffnen und ihr Freunde da gewinnen wird, wo sie deren bisher nicht gehabt. Daß George Sand väterlicher Seits von dem Marschall Moriz von Sachsen abstammt, erfahren wir aus dem ersten Theile ihres in Rede stehenden Buches.

Moriz Seydrich's neue Tragödie. In einer Dresdener Correspondenz unseres Blattes (in Nr. 9) war die Bemerkung enthalten daß Moriz Seydrich, der Dichter des „Tiberius Gracchus“, an einer neuen Tragödie dichte, die sich der Vollendung nähere. Jetzt ist uns die Mittheilung gemacht worden, daß dies Drama, dessen historischer Hintergrund der portugiesischen Geschichte entlehnt ist und das den Titel: „Leonore“ führt, nun als fertiges Werk zu betrachten sei und demnächst an diejenigen Hoftheater versendet wird, von welchen am ersten zu erwarten, daß sie im Interesse der Kunst die Aufführung zusagen. Wir wollen hoffen, daß Moriz Seydrich, der entschieden eine geniale dramatische Kraft ist, mit dieser seiner „Leonore“ einen durchgreifendern Erfolg habe als mit dem immerhin bedeutenden „Tiberius Gracchus.“ Seydrich hat lange geschwiegen, da ihn vor der Leonore eine Tragödie „Karl Stuart“ beschäftigte, an die er aus stofflichen Rücksichten erst in späterer Zeit letzte Hand anzulegen beabsichtigt.

Das Theater in Hamburg, dessen frühere Direction bekanntlich im August vorigen Jahres ihre Insolvenz erklärte, befindet sich, unsern von dort erhaltenen Mittheilungen zufolge wieder in den möglichsten Umständen. Abgesehen davon, daß eine eigentliche Entscheidung über die Zukunft desselben noch nicht vorhanden, hat die interimistische Leitung mit vielen trivialen Novitäten kein Glück. — Außer dem „Lobengrin“ in der Oper, und dem „Fechter von Ravenna“ im Drama, hat man nichts der Kunst angehörendes gebracht, und auch diese beiden Kunstwerke, doch nur um des Rufes willen, der ihnen vorangegangen. Der Geist der Bewohnerschaft Hamburgs entspricht freilich trotz der Schröder'schen Traditionen demjenigen nicht, der nöthig wäre, um einen künstlerischen und durchgreifenden Aufschwung

zu nehmen. — Durch Wiedereröffnung der Thalia-
bühne hat das Stadttheater noch zu alledem eine
störende Concurrenz erhalten. In Summa geht aus
dem Berichte unfreier Correspondenten hervor, daß die
Verhältnisse des Hamburger Stadttheaters in geistiger
und materieller Hinsicht eben so unerschrocken sind, als
leider diejenigen der meisten städtischen Bühnen der
Gegenwart.

Malerei und Skulptur. In Paris hat sich
ein Comité zur Errichtung eines Denkmals für Franz
Arago gebildet. Die Ausführung ist dem Freunde
des Verstorbenen, David übertragen worden. Auf
einem einfachen mit Lorbeerkränzen geschmückten Sar-
kophag soll sich, nach der Idee, die Statue Aragos
in Erz gegossen erheben. —

Aus der Bühnenwelt. Emanuel Geibel's
Lustspiel „Meister Andrea“ ist nun in München, aber
wie es scheint nur mit einem succès d'estime gegeben
worden. In Leipzig hat Wolfsohn's „Nur eine
Seele“ gefallen. — In Magdeburg hat man —
endlich — Otto Ludwig's „Erbförster“ mit durch-
greifender Wirkung gegeben. — Auf dem Gebiete der
Oper beherrscht gegenwärtig Richard Wagner
wieder einige Repertoire: so zu Köln und Hamburg
wo der „Lohengrin“, zu Mainz, Karlsruhe und Han-
nover wo der „Tannhäuser“ das Publikum elektrisirt.
Laut unverbürgten Gerüchten soll sogar Prof. Bischof,
seit her ein Gewaltiger unter den Wagner feindlichen
Recensenten durch die Ausführung des „Lohengrin“
in Köln zum Schweigen gebracht worden sein. —
Rossini's „Tell“ ist am Theater zu Weimar
neueinstudiert worden.

Vermischtes.

Der Dom zu Ulm. J. G. Kohl sagt in sei-
nem neuen (im Verlag des Ullrich zu Triest erchie-
nenen) Werke über die Donau: „Wer sich einmal
einen rechten Genuß verschaffen will, der ersteige an
einem schönen und heitern Tage die Spitze des Münster-
thurmes zu Ulm und halte seine Rundschau im schwä-
bischen Donaulande. Freilich ist dieser Thurm, wie
so vieles Andere an der Kirche, nicht fertig geworden.
Er sollte dem Plane nach 520 württembergische Schuh
hoch werden und wäre dann in seiner Vollendung
die wundervollste, geschmackvollste und mächtigste Stein-
säule der Welt gewesen. Man hat ihn nur auf 337
Schuh gebracht. Doch ist dies für eine Umschau der
bezeichneten Art immer hoch genug. Man übersieht
einen ziemlich großen Abschnitt des Donaulaufs ab-
wärts und aufwärts. Man hat alle die weitläufigen
Befestigungswerke Ulms unter sich; weiterhin erspäht man

eine Menge von der Donau und ihren Nebenflüssen
ins Leben gerufener Städte und endlich am Rande des
Horizonts ragt die uralte Naturmauer der Alpen her-
vor, dieser Alpen, die man fast überall von einiger-
maßen hohen Punkten am Donauufer gewahrt, und
welche die Donau fast in ihrer ganzen Länge auf der
nördlichen und östlichen Seite begleiten, gleichsam wie
ein Stadtgraben die Stadtmauer. Rom gebrauchte
einst wirklich die Alpen wie eine Mauer und die Do-
nau wie den Graben dazu, und ließ von Beiden sein
mittelmeerisches Reich im Nordosten umschließen und
sichern. Die Thürmer auf der Spitze des Ulmer
Münsters bewahren eine alte Tradition von unserm
„Weißkönig“, von jenem kaiserlichen „Theuerdank“,
ich meine unsern deutschen Kaiser Maximilian, der
sein ganzes Leben lang seine Gedanken auf teuerliche
(abenteuerliche) Sachen gerichtet hatte. Sie zeigen
hier nämlich ein Stück des steinernen Geländers, auf
welches jener gewandte und überkühne Regent bei
seinem Besuche auf dem Ulmer Münster hinausge-
treten sein soll, um die Aussicht freier zu genießen.
Die Thürmer behaupten, der Kaiser sei mit einem
Sage auf das Geländer hinaufgesprungen und habe
sich dann auf demselben drei Mal im Ringe herum-
gedreht, und sie bezeichnen noch genau die Stelle, von
welcher aus der Kaiser seinen Anlauf nahm. Ich
fragte, woher sie dies hätten. Sie sagten mir, die
andern Thürmer, ihre Vorgänger, hätten es ihnen so
überliefert. Auch habe es später nicht an Nachahmern
jenes hohen Kunststückerers gefehlt. So z. B. ist
einmal ein Zimmermann hier eben erschienen, der sich
an demselben Abgrundsrande, auf den Maximilian
mit seinen Füßen trat, auf den Kopf stellte und so
eine Zeitlang als lebendige Thurmspitze stehen blieb.
— Ich weiß nicht, wie die Sage von dem tollkühnen
Sprunge jenes Kaisers sich hier an diese Ulmer
Münster-Thurmspitze festete. Auch auf dem Stras-
burger Münster und noch auf andern deutschen Thurms-
spitzen erzählt man sich Aebliches. Etwas Wahres
muß wohl daran gewesen sein, denn auch im Theuer-
dank findet man unter anderen gefährlichen Unterneh-
mungen, denen Maximilian sich hingab, ein Aebliches
Abenteuer vorgeführt, wie das, welches die Ulmer
Thurmwächter erzählen. Auch ist auf einem der Holz-
schnitte, mit denen die genannte Biographie illustriert
ist, der Kaiser dargestellt, wie er auf das Ende eines
über einen Abgrund schwebenden Balkens hinaustritt.
Daß Kaiser Maximilian I. sich wirklich einmal ge-
fallen lassen habe, den Thurm in Ulm in allerhöchster
Person zu besteigen, das bezeugt noch eine Inschrift,
die eben an dem achtseitigen Thurm zur Seite gegen
Mitternacht in Stein gebauen ist und also lautet:
Maximilianus Romanorum primus ac Ungariae etc.
Rex, Archidux Austriae, Burgundiae Dux hoc opus
inque aedificatum visitavit Anno Christi 1492. Eben
so steht es auch fest, daß er dort, wenn auch nicht

jenen Sprung auf der steinernen Balustrade, die im Jahre 1492 noch gar nicht vorhanden gewesen sein soll, doch irgend ein anderes Kunststück ausführte. Denn auch Crusius, ein alter Ulmer Chronist, bestätigt die gemeine Nachricht, daß damals höchstgedachte kaiserliche Majestät an den Rand des Thurmes gestreten und mit dem einen Fuße einen Schuh weit in die freie Luft hinausgemessen habe."

Eisenbahnversicherungen. Max Maria Freiherr von Weber theilt in seinem verdienstvollen und außerordentlich empfehlenswerthen Buche „Die Technik des Eisenbahnwesens in Bezug auf die Sicherheit desselben“ (Leipzig, bei Teubner) die Prospekte und Bedingungen der englischen „Railway-Passenger-Assurance-Compagny“ und der deutschen Eisenbahnassuranzgesellschaft „Thuringia“ (in Erfurt) mit. Er erklärt die Lebens- und Güterversicherung für Eisenbahnreisende und Bahnbeamte für sehr zweckdienlich und leicht durchführbar. Die Leichtigkeit der Durchführung eines derartigen Unternehmens erweist sich aus einer Berechnung, die wir im Interesse unserer Leser hier mittheilen wollen. Weber sagt: „Es betrage der Zuschlag pro Meile zum Fahrpreise $1\frac{10}{100}$ Pfennig den Thaler zu 500 Pfennigen gerechnet. — In Preußen sind z. B. in den Jahren 1851 und 1852 gefahren worden 115,170, 200 Passagiermeilen welche 57,725 Thaler an Versicherungsgeldern einzutragen haben würden. Nun soll zu jeder Tödtung eines Passagiers ohne Rücksicht auf die Classe in der er fuhr und darauf ob er an seinem Unfall Schuld war oder nicht 2000 Thaler, für jede Verlegung 500 Thaler zu zahlen gewesen sein, so würde, da in dieser Zeit die Zahl der Tödtungen in Preußen 4, die der Verlegungen 5 gewesen ist, die auszumahlende Gesamtsumme 10,500 Thaler und daher die Rentabilität der Assuranz eine ganz gute gewesen sein. Unites Erachtens würde es dem reisenden Publikum kaum spürbar sein, wenn dem Fahrpreise pro Meile $1\frac{10}{100}$ Pfennig oder auch $1\frac{3}{100}$ Pfennig zu dem fraglichen Zwecke zugeschlagen würde und die geringe Erhebung würde gern gegeben werden wenn dadurch eine hohe Versicherung der Person bewirkt würde.“

Die unterseeischen Telegraphenlinien im mittelländischen Meere. Herr A. Watkins Brett in London, der zuerst das Projekt unterseeischer Telegraphenleitungen durch die Linien zwischen Calais und Dover, und Dover und Ostende verwirklichte, hat, wie das Publikum seiner Zeit aus Zeitungen ersehen, im mittelländischen Meere im Juli vorigen Jahres eine Telegraphenlinie zwischen Spezzia und der Insel Corsika und zwischen Corsika und Sardinien angelegt. Dem Projecte nach soll eine weitere Linie von Cagliari (an der Südspitze Sardinien's) nach der Küste von Afrika, und entlang derselben nach Alexandrien und der Landenge von Suez geführt werden. Schließ-

lich hat man hierbei eine Telegraphenverbindung mit dem englischen Indien im Auge. Ueber den Act der Liniendrahtlegung selbst enthalten englische und deutsche technische Zeitschriften interessante Mittheilungen, denen wir folgendes entnehmen. Das Seil (in der Fabrik von Tupper und Carr in London angefertigt) enthielt sechs mit Guttapercha überzogene Leitungsdrähte mit getheerten Hanf dicht umgebenen, die äußere schützende und beschwerende Hülle bildeten zwölf starke Eisendrähte oder vielmehr dünne Eisenstangen, welche eng an einander schließend in steilen Schraubenwindungen um das Leitungsgestau liefen. — Die Länge dieses in einem Ende hergestellten Taus betrug für die Strecken von Spezzia nach der Nordspitze von Corsika und für die Meerenge San Venziano hundert und zehn englische Meilen. Herr Brett hatte hierbei zwanzig englische Meilen auf durch Unebenheiten des Meeresbodens bedingte Krümmungen u. s. w. gerechnet. — Das englische Schraubendampfschiff „the Persian“ war bestimmt dieses Leitungsgestau nach Spezzia zu bringen und die Verankerung auf den Meeresboden zu bewerkstelligen. Das Einladen und Verpacken in den Schiffsraum nahm mehrere Wochen in Anspruch, der „Persian“ konnte erst Ende Juni in See gehen und landete glücklich am 19. Juli in Genua an. Am 20. Juli Abends begab sich das Dampfschiff nach Spezzia, begleitet von der sardinischen Dampffregatte „Constitution“ an deren Borde sich der Prinz von Carignan, der sardinische Kriegeminister, der Minister der öffentlichen Arbeiten, die Gesandten Englands und Frankreichs, und Mitglieder der Verwaltung, des Parlaments, der Armee, eingeschifft hatten um den Beginn der Einleitung anzuwenden. Gegen vier Uhr des folgenden Morgens vereinigten sich beide Schiffe im Golf von Spezzia mit den sardinischen Kriegsdampfern „Malfetano“ und „Anzoli“, die dem Unternehmen mitwirken sollten. Um sechs Uhr wurde die Operation damit begonnen, daß man das Ende des Taus vom „Persian“ aus nach dem Fort „batteria Santa Croce“ ans Land brachte. Dies nahm drei Stunden in Anspruch und nachdem die Enden der Leitungsdrahte in die Station „Santa Croce“ eingeführt worden feuerte der Prinz von Carignan von hier aus vermittelst des galvanischen Stromes durch das ganze im Raume des „Persian“ liegende Leitungsgestau hindurch eine der Kanonen dieses Schiffes ab. Der Schuß gab das Signal: der „Persian“ setzte sich in Bewegung, ließ hinter sich das sich abwickelnde Tau ins Meer gleiten; die sardinischen Kriegsdampfer dienten vorausgehend als Gelaierte. — Das Wetter — fast völlige Windstille und somit die ruhige See — begünstigte auffallend die ganze Operation. Mancherlei Verzögerungen; durch Ausbesserung von Beschädigungen, die an einigen Stellen des Meeres zweitausend Fuß betragende Tiefe

desselben waren zwar Erschwernisse — allein am 24. Juli Abends 6 $\frac{1}{2}$ Uhr erreichte der „Persian“ Corsika und das zweite Ende des Leitungsdrahtes wurde mit der Station Cap Corse verbunden. Am 26. Juli gelangte der „Persian“ nach dem Hafen von Madalena und der Meerenge von San Benifacio. Am 29. Juli wurde die Einsenkung des Leitungsdrahtes für genannte Meerenge innerhalb fünf Stunden vollendet, sodas nun die Inseln Sardinien und Corsika mit dem Festlande von Piemont durch Telegraphenlinien verbunden waren. —

Zur Warnung für Tabakraucher. Die „Jahreszeiten“ berichten: Wir lesen in dem französischen Blatte La Verité folgende Geschichte, deren Wahrheit das genannte Blatt zu vertreten hat. Ein Arzt, der

ein leidenschaftlicher Tabakraucher war, hatte sich eine Pfeife mit einem Meer Schaumkopfe zugelegt. Um nun diesen möglichst zu schonen, umgab er ihn mit einem Ueberzuge von seinem Wollenzeuge (in Deutschland nimmt man zu gleichem Behufe in der Regel Hirschleder.) Nachdem er einige Zeit aus der so so präparirten Pfeife geraucht hatte, fühlte er eines Tages plötzlich die heftigsten Magen Schmerzen. Zugleich ward ihm der Leib aufgetrieben, als ob er die Wasserjucht hätte. Sofort angewandten kräftigen Mitteln wich nun zwar dieser bedenkliche Zustand, der Arzt aber behauptet, es habe eine Nicotinvergiftung stattgefunden, und diese sei dadurch erzeugt worden, das die erwähnte Wollenhülle die Verflüchtung des im Tabak enthaltenen Giftes verhindert habe.

Inferate.

Im Verlage von Bruno Hinz in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Celesten's Hochzeitsnacht.

Ein ländliches Gemälde

von

M. Solitaire.

Verfasser der: „Diana Diaphana,“ des „Pleeramas,“ des „Josephus Faust,“ der „Bilder der Nacht,“ der „Erben vom Schloß Sternenhorst,“ der „Charitinen,“ der „Tragödie auf der Klippe,“ des „Dunkler Wald und gelbe Düne“ u. s. w. — 12. Preis 10 Sgr.

M. Solitaire, dessen Novellen durch ihre Phantasiefülle, ihre originellen Charactere ausgezeichnet sind, verdient das Interesse der Lesewelt im hohen Grade. Seine neueste Production „Celesten's Hochzeitsnacht“ wurde in den „Hamburger Literarischen und Kritischen Blättern“ (Nr. 10 d. J.) auf's Günstigste beurtheilt. Auch sonst haben anerkannte Stimmen sich über die Vortrefflichkeit und Originalität des empfehlenswerthen Buches ausgesprochen.

NB. Von der Buchhandlung von Volzert & Klein zu Landsberg a. B. sind Exemplare dieses Werkes in rothem Maroquin fein gebunden zum Preise von 25 Sgr. zu beziehen.

Hierzu Literaturblatt der Abend-Zeitung Nr. 2.

Verantwortlicher Redacteur: Bruno Hinz. — Herausgabe und Druck von den F. Rückmann'schen Erben.

Verlag von Heinrich Matthes in Leipzig.